

Rudolf Bahro

Laotse: Das Tao und die Macht

Vorlesung am 3.2.1992

Im Buch „Rückkehr“ ist bereits eine Vorlesung über Laotse aus dem Jahr 1991 dokumentiert. Damals konzentrierte ich mich darauf, was „Tao“, dieser chinesische Begriff für den Weltzusammenhang, objektiv wie subjektiv ist. Außerdem darauf, wie „De“, die Wirkkraft oder Wirkungsmacht eines in Übereinstimmung mit dem „Tao“ lebenden Menschen, funktioniert. Bis hin zur Frage, in welcher Praxis – ich würde auch sagen: mit welchen Praktiken – man sich in diese Verfassung versetzen kann.

Das ist diesmal im Großen und Ganzen vorausgesetzt, und ich will allenfalls ein bisschen daran anknüpfen.

Es soll diesmal um die politischen Konsequenzen gehen, die mit dieser Haltung verbunden sind und die das in dem damaligen Kontext hatte. Es wäre falsch, einfach über eine solche Zeit- und Kulturspanne von 2500 Jahre in eine Nutzenanwendung für hier und heute zu springen. Je mehr wir uns wenigstens ahnungsweise diesem chinesischen Kulturzusammenhang annähern, desto eher scheint etwas auf, was wir vielleicht heute damit anfangen könnten. Die hohe Zahl der Übersetzungen des Tao-te-king seit Mitte des vorigen Jahrhunderts und die hohe Zahl der Auflagen, die Ernst Schwarzens Tao-te-king-Übersetzung hatte, sind ein Hinweis auf eine erstaunliche Aktualität. Und ich will zunächst unter der Überschrift „Ein historischer Hintergrund“ andeuten, warum das so sein mag.

Eine der Voraussetzungen, die Marx und Engels von Hegel übernommen hatten, war der Gedanke, dass Geschichte in Spiralen vor sich geht, dass man auf höherer Stufenleiter immer wieder zu ursprünglicheren Zuständen zurückkehrt. Moderner Kommunismus müßte daher mit dem ursprünglichen etwas zu tun haben, als eine Rückkehr auf höherer Stufenleiter. In einem Gedicht von Kuba mit dem Titel „Gedicht vom Menschen“ heisst es:

„Geschmückt, um reich und weise heimzukehren
zum Kommunismus und zu seinen guten Lehren“ -
von denen man einst um Glück und Reichtum ausgegangen war.

An einer Stelle von Friedrich Engels' Buch „Vom Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ ist auch eine starke Idee davon enthalten. Sie betrifft die tonangebende Rolle von Frauen in frühen

Gesellschaften und wie sich dies auf höherer Stufenleiter wieder herstellen müßte.

Aus der Vorbemerkung von Ernst Schwarz zu seiner Übersetzung des Tao-te-king geht klar hervor, dass dieser alte Meister Laotse, von dem man annimmt, dass er vor ungefähr 2500 Jahren gelebt hat, eine starke Rückwendung zu Ideen der mutterrechtlichen Zeit verkörperte. Vielleicht ist es nützlich, sich klarzumachen, in welchem geschichtlichen Kontext das geschah. Die tatsächlich mutterrechtliche Zeit in China lag vor 2500 Jahren schon verhältnismäßig weit zurück. Die Ideologie, mit der Lao-tzu und die Taoisten kämpften, die konfuzianische Ideologie, breitete sich zur gleichen Zeit aus und stand damals schon in einer 500-600 Jahre alten patriarchalischen Tradition. Wenn es überhaupt möglich ist, nach 500 oder 600 Jahren noch an mutterrechtliche Elemente anzuknüpfen, dann müssen diese in der chinesischen Gesellschaft noch gegenwärtig gewesen sein. Das heißt, dass in der chinesischen Gesellschaft in einem unvergleichlich größeren Maße als in der westlichen eine ungeheure Kontinuität waltet. Das gilt selbst noch mit dem Einbruch der Moderne, es gilt, glaube ich, selbst heute noch. Zwar gab es Einbrüche - das ist genauer als „Bruch“ -, Einbrüche des Patriarchats, aber eigentlich keinen Bruch mit der mutterrechtlichen Zeit.

Wir hörten im vorigen Semester eine Vorlesung von Heide Göttner-Abendroth über die 8.000 Jahre mutterrechtlicher Agrarkultur, die in Europa herrschte. Es spricht alles dafür, dass sich das grundsätzliche Schicksal der chinesischen Gesellschaft gar nicht so sehr von dem, was sie hier für den Westen vermutet, unterscheidet. Ausgelöst durch Verwüstungsprozesse in Mittelasien und sich daraus ergebende Wanderungen und Vertreibungen verbreitete sich das Patriarchat bis in den Mittelmeerraum hinein. Es gibt Forschungen, z.B. von James De Meo, welche parallel zu den Ergebnissen von Heide Göttner-Abendroth zeigen, dass sich im Raum Arabien-Sahara einerseits und im Raum Zentralasien andererseits die Klimaverhältnisse so veränderten, dass Völker gezwungen wurden, sich auf Wanderschaft zu begeben. Praktisch hieß das: sie wurden zu Kriegszügen gezwungen, in verschiedensten Formen, zu verschiedenen Zeiten, auch auf verschiedene Weise. Dadurch wurden die sozialen Verhältnisse, die ursprünglich vom unmittelbaren Lebensprozess, d.h. von Kindern, Herden und Pflanzen geprägt waren, weitgehend umgestürzt.

Gehen wir jetzt in die Zeit, in der Laotse und Konfuzius lebten. Konfuzius ist wirklich bezeugt, bei Laotse weiß man nicht, ob es diesen Mann gegeben hat. Um 500 vor der von uns so genannten Zeitenwende findet man, dass sie alle sich auf eine Ur-Zeit beziehen und mit ganz unterschiedlichen Positionen darauf berufen. Man versteht diese nur dann richtig, wenn klar ist, dass da im Hintergrund mutterrechtliche Verhältnisse waren - aber diese möglicherweise schon durch mehrere Stufen solcher tendenziell patriarchaler Nomadeneinfälle beeinflusst sind.

Die Geschichte Chinas nach 500, wo dann auch die Aufzeichnungen immer klarer werden, zeigt aller 300-400 Jahre einen neuen Nomadeneinbruch. China als Reich der Mitte versteht es, diese kulturell zu integrieren, so dass es dabei keinen Abbruch der chinesischen Kultur gibt. Aber mit jeder dieser Wellen kam eine weitere Ver-Patriarchalisierung der Gesellschaft.

Die chinesische Frau mit den eingebundenen Füßchen, wie sie von den Kolonialherren angetroffen wird – das hat es um diese patriarchale Zeit, von der wir jetzt reden, d.h. um 500 vor Christus, natürlich noch nicht gegeben.

Es gab damals nicht weniger als vier Kulturschichten. Einmal lebte man in der letzten Phase eines schon ganz patriarchalen Feudalstaates, des sogenannten Chou-Reiches, das ungefähr von 1100 bis 770 v.u.Z. intakt war. Das war jetzt schon 250 Jahre später, aber dieses Chou-Reich wurde immer angebetet als ein Reich von Kultur und Ordnung, oder, wie Konfuzius sagt: da waren die Herrscher noch vernünftig. Aber er wie auch andere verwechselte diese Chou-Zeit mit der Zeit ganz alter Kaiser, sogenannter Kaiser und Könige. Fünf alte Kaiser - oder auch neun an der Zahl, wenn man noch ein paar Könige dazu zählt -, die nach allem, was in den Texten zu lesen ist, ungefähr 3000 bis 2000 v.u.Z. lebten. D.h. sie waren in einer Zeit wie die ältesten ägyptischen Pyramiden und standen noch völlig in der mutterrechtlichen Zeit.

Danach, um 2200, kam eine alte Dynastie, Hsia genannt, von der man nicht weiß, ob das eine Machtkombination war, die noch aus der mutterrechtlichen Struktur selbst hervorging. Danach gab es von etwa 1700 bis 1100 v.u.Z. die Shang. Wenn man liest, was die letzte Dynastie - die, auf die Konfuzius sich schon bezieht, die Chou - über die Shang sagt, dann sieht es aus, als ob noch immer mit aus der Vater-Perspektive ganz unerlaubten Frühlingsorgien die Erneuerung der Gesellschaft gefeiert wurde. Einschließlich der heiligen Hochzeit

von Jungen und Mädchen und die Erneuerung der Natur in den Feldern - was dann als äußerstes Dekadenzphänomen der vorausgegangenen Herrschaft angelastet wird. Dekadent war sie jedoch nur insofern, als in den Palästen auch schon anderes stattgefunden haben mag als diese bäuerlichen Feste. Doch hat die bäuerliche Kultur mit den Frühlingsfesten zu der Zeit, wo diese Meister lebten und miteinander fochten, noch voll funktioniert.

Hier einige Berichte darüber, was das für Verhältnisse waren, die diesen sagenhaften ältesten Kaisern zugeschrieben werden: Da heißt es etwa: „Im Altertum“ – und diese Zeit liegt damals schon ungefähr 2000 Jahre zurück –, „als Shen-nung, das Genie des Ackerbaus“ – es handelt sich hier um eine amerikanische Übersetzung - „das Land regierte, war sein Geist in seinem Brustkorb nicht in Aufruhr“ – er war offenbar ruhig bei seiner Arbeit -, „und seine Weisheit war nicht auf Eroberung gerichtet. Sein Herz war gütig und aufrichtig. Zur rechten Zeit setzten Schauer süßen Regens ein, und die fünf Getreidearten gediehen. Im Frühling wuchs alles heran, um im Sommer zu reifen, im Herbst wurde geerntet und im Winter eingelagert. Unter der unvoreingenommenen Fürsorge des weisen Führers, des genialen Shen-nung, der die Menschen in der Kunst des Ackerbaus unterwies, waren die Menschen einfach, offen und ehrlich. Sie erhielten ausreichend Güter, ohne darum kämpfen zu müssen, sie verrichteten ihre Arbeit, ohne ihren Körper zu schinden.“ - Das sind lauter Charakteristika, die für eine bäuerliche Kultur, wenn sie schon patriarchalisch ist, nicht mehr gelten.

Schaut man jetzt, da durch die Ausgrabungen inzwischen einiges ermittelt worden ist, näher hin, so stellt sich heraus: Hinter diesen Kulturheroen, hinter den männlichen (in Anführungszeichen) Kaiserfiguren, die da genannt wurden, standen in dieser Zeit immer Frauen. So sehr noch, dass auch in dieser Zeit der Chou – also, der nächstgelegenen Erinnerung – die weibliche Linie ausschlaggebend dafür war, wer Kaiser werden konnte. Zwar hatte die Macht schon gewechselt - aber da das nicht so ein harter Bruch war, war es möglich.

Der deutlichste Hinweis darauf, dass es die weibliche Linie war, sind die langen Zeiten, die diesen Dynastien zugeschrieben werden. Wenn man sich anguckt, wie lange hier bei uns im Mittelalter Salier oder Staufer jeweils in der männlichen Erbfolge regieren konnten, so dauerte das bestenfalls 100 Jahre. Hier dagegen sind jeweils Jahrhunderte chinesischer Dynastien. Das hängt damit zusammen,

dass die weibliche Abfolge – d.h. die Frage: aus welchem Geschlecht, wie reproduziert sich das - viel sicherer ist. Das ist der Hintergrund.

Es gibt um diese Zeit zwischen dem Dorf und der Stadt schon einen gründlichen Gegensatz. Das Dorf ist in der Regel erobert. Die Chou waren von China her gesehen aus dem Westen, aber wahrscheinlich letztlich aus dem Norden, gekommene Barbaren. Wahrscheinlich waren es auch wirklich welche, das heißt, die Macht war die des Kriegswagens und des Schwertes. Diese haben die vergangene, noch viel stärker mütterrechtliche Shang-Ära abgelöst. Da sich die Eroberer aber mit der Mehrheit der bäuerlichen Bevölkerung irgendwie einigen mussten und wahrscheinlich auch nicht so zahlreich waren, wurden sie aufgesaugt. Doch Welle auf Welle mit den Nomadeneinfällen aus dem Norden setzte sich diese patriarchale Struktur durch.

Vor diesem Hintergrund dreht sich die große Debatte zwischen Konfuzius und Laotse um Folgendes: Konfuzius bedauert, dass mit dem Untergang der Chou-Dynastie die hohen Werte dieser alten kaiserlichen Vorbilder immer mehr verloren gingen. Ob es in der Chou-Zeit wirklich noch funktioniert hat, weiß natürlich niemand. Aber in einer der Legenden, die von ihm berichtet werden, steht zum Beispiel: „Konfuzius sprach: Am alten Kaiser Yü“ – das ist so einer aus der Zeit vor 2000 Jahren – „am alten Kaiser Yü kann ich keinen Makel finden. Er war maßvoll in Speise und Trank. Hingegen brachte er den Geistern reichlich Opfer.“ - das heißt: er hat die schamanischen Naturzeremonien gut vollzogen. „Seine Kleidung war einfach, die Opfergewänder hingegen kostbar. Er selbst wohnte in einem schlichten Haus, denn er bot alle Kräfte für das Gemeinwohl auf. Ja, an Yü kann ich wirklich keinen Makel finden.“

Konfuzius hielt diese und weitere Beispiele von guten patriarchalen Herrschern den Fürsten der – zu seiner Zeit – streitenden Reiche vor. Die Chou-Macht war nur noch eine auf den Riten beruhende Oberherrschaft, die aber nicht mehr wirklich funktionierte. China war von Warlords zerrissen, diesen Kriegsherren und Einzelfürsten, die darum kämpften, wer der nächste Machthaber wird.

Wenn man nun in die Texte des Tao-te-king, auf die ich hinauswill, einsteigt, dann gibt es einen Grundunterschied. Den Taoisten waren selbst die alten Kaiser verdächtig. Sie sagten, es sollte überhaupt keine Kaiser und Könige geben. Die wirklichen Weisen strebten überhaupt nicht nach Macht - das war bei ihnen der grundlegende Ausgangspunkt. Dieser Hintergrund ist wichtig, da man sich sonst nicht in den Texten zurechtfindet.

Konfuzius erwähnt viele gute Sachen – nur dass die an eine Machtstruktur adressiert sind, die dies nur noch machte, um nicht aufzugeben. Denn sie wußten: wenn wir die Bauern zu sehr auspressen, ist es gefährlich. Daher erinnern wir hin und wieder an die alten guten Zeiten und tun so, als wären wir noch in diesem Sinne an der Macht. Und das durchschauen die Taoisten und sagen: Wir identifizieren uns überhaupt nicht mit diesen Machtstrukturen – wir wollen dahinter zurück.

Die heutige Aktualität – ich schlage den Rahmen mal so im Ganzen, ehe ich dann im Einzelnen in die Texte gehe – dieser Dinge sehe ich so, dass man wahrscheinlich bis in diese ältesten Kulturschichten, bis in diese mutterrechtliche Zeit, zurückgehen muss, um zu einem Wiederhervorrufen der Kräfte zu kommen. Es ist nicht möglich, das Patriarchat dadurch zu korrigieren, dass man Quoten ausschreibt und irgendwelche patriarchalen Leitungsfunktionen weiblich zu besetzen. Das mag symbolisch von Bedeutung sein und auch – wenn das Patriarchat jetzt kracht - mehr bedeuten als bloße konfuzianische Beschönigung. Wenn das Ganze bröckelt, dann hat manches eine auflösende Funktion, das an sich noch heuchlerisch ist. Aber es geht um viel tiefer liegende Dinge, und dabei könnten Grundverhältnisse der ältesten Zeit neu interessant werden. Nicht, weil man einfach oder äußerlich dorthin zurück könnte, sondern im Sinne einer Bewusstseinsverfassung.

Ich beginne mit den Texten aus dem Tao-te-king welche zeigen, wie dieser alte Meister – und es war natürlich einer, auch wenn es nicht eine Person gewesen sein sollte – um dieselbe Zeit wie Konfuzius das Problem der politischen Ethik gesehen hat.

Konfuzius predigte politische Ethik: „Seid gut, ihr Herrschenden!“ war die große Losung. Und er predigte: „Bleibt bei den Riten!“, das heißt: Haltet die Regeln öffentlich ein, damit das Volk überzeugt ist: Ihr seid eben die.

Diese Lehre des Konfuzius war nicht persönlich falsch gemeint. Er glaubte durchaus an diese Sache, er war in seiner Weise bestimmt ein aufrichtiger Mann. Güte, Menschenliebe, wie sie in der Sippe in der alten Zeit gepflegt wurde, das war die Hauptpredigt des Konfuzius. Ethisch gut sein, es ordentlich machen und sich nicht persönlich an Macht und Geld zu bereichern. Ähnlich wie Max Weber dann Anfang des 20. Jahrhunderts so eine Verantwortungsethik verlangte.

Laotse aber sagt: „Verloren ging das große Tao“ – d.h. die Wirklichkeit dieser gerechten Zustände und der naturgemäßen Formen - „verloren

ging das große Tao, Güte und Rechtschaffenheit entstand. Hervortrat die Klugheit - die große Heuchelei entstand. Zerrissen war die Sippe - der Familiensinn entstand. In Wirrnissen zerfiel der Staat - der treue Minister entstand.“

D.h. es wurde das gepriesen, was bereits kaputt war. Dann kommt eben das Ideal des treuen Ministers auf. Das hat Laotse durchschaut und richtete daher den Blick weiter rückwärts.

Er sagt: das Tao ging verloren, und damit auch die richtige Wirkungsweise, das heißt das ‚De‘. Wenn erst einmal der Kontakt zum Ganzen nicht mehr stimmt, dann wirkt der Mensch auch nicht mehr so. Dann folgt die Güte, und wenn die dann verloren geht, dann redet man von Rechtschaffenheit, und wenn die Rechtschaffenheit weg ist, dann folgen die Riten. Dann werden Verhaltensweisen ausgegeben: So soll es sein. Und die Riten verderben dann den Rest von Treue und Vertrauen – weil die Heuchelei offensichtlich ist, weil die Leute sehen: da wird was gespielt, was in Wirklichkeit nicht mehr ist.

Das ist der Ausgangspunkt in den Texten des Laotse. Ich will jetzt zeigen, wie dort im Rückgriff auf die ältesten Zeiten über das Politische und über das Regieren gedacht wird.

Es kommt in diesen Texten - in der Übersetzung, und wahrscheinlich auch in dem chinesischen Urtext - immer wieder das Königliche vor. Das hat damit zu tun, dass zwischen dem Weisen und dem Königlichen – dem guten Weisen und dem Königlichen – in den Schriftzeichen kein Unterschied ist. Das heißt, dass die Schriftzeichen auch diese riesige Spanne von 3000 Jahren im Zeichen überbrücken und dass hier jeweils – sozusagen – ein Königsbegriff benutzt ist, der das Königliche in uns allen anspricht. Das ist eigentlich nur ein anderer Name dafür, wie der Mensch auf der Erde sein sollte.

Es ist übrigens ein geschlechtsloses Zeichen. Es ist nicht eigentlich „der König“ gemeint, auch wenn die Übersetzung das sagt, sondern „das Königliche“, also die Verfassung des richtigen Regierens. Dieses Regieren - also das Ordnen der menschlichen Verhältnisse – soll in Übereinstimmung mit der großen Ordnung der Natur sein. Was die Ordnung der Natur betrifft, so ist da in erster Linie an die Polaritäten gedacht, an die man sich halten möge. Der Obername für alles ist das Große Gleichgewicht des großen Zusammenhangs; das ist die Grundidee des Ganzen. Tag-und-Nacht, Oben-und-Unten, Rechts-und-Links, alle diese Verhältnisse sollen in einem guten Gleichgewicht sein. Man soll sich nicht so schnell bewegen, damit

dieses nicht andauernd gestört wird. Das ist die Richtung, in die die Große Ordnung geht.

Zum Tao als Name für alles, Himmel und Erde, für das Allumfassende, den man eigentlich gar nicht nennen soll, sagt er: „Und da ich es bezeichnen muss, nenn ich es groß. ... So ist das Dau groß – groß der Himmel – groß die Erde – und groß auch das Königliche.“

Vier große Dinge gibt es in der Welt: Das eine ist der Himmel - und Himmel ist nicht der Ort, wo die Engelein fliegen, sondern das ist auch etwas Physikalisches - das ist das reale Universum. Dann ist die Erde groß. Und das Tao, als das Gesetz, das alles umspannt. Und der Mensch, das „Königliche“ steht hier für den Menschen, ist groß. Die Große Ordnung besteht darin, dass, wie hier im 25. Abschnitt steht: „es folgt der Mensch der Erde, die Erde folgt dem Himmel, der Himmel folgt dem Tao, und das folgt sich selbst“. Also nicht das große ICH steht im Mittelpunkt, sondern der Mensch richtet sich nach Erde, Himmel, Tao.

Von dieser Grundverfassung her soll das Politische, soll das Regieren eingerichtet werden. Es heißt im 37. Spruch vor diesem Hintergrund: „Das Tao tut nichts, und nichts bleibt ungetan.“ Es wird nicht subjektiv eingegriffen, sondern: Das Tao tut nichts, und doch bleibt nichts ungetan.

„Wenn die Fürsten und Könige es zu wahren verstünden – die Dinge wandelten sich von selbst“ – hier sind natürlich die gesellschaftlichen Dinge gemeint, im Naturzusammenhang. „Sie wandelten sich und gediehen. Ich hielt sie nieder mit Unverdorbenheit, die keine Namen braucht. Wären sie ohne Begierde, die Welt ordnete sich von selbst.“ Wenn man nicht so viel stören würde! So wendet sich Laotse an die Fürsten und Könige. Der alte Meister soll auch an einem Hof gelebt haben. Das ist schon Intellektuellenkritik, und insofern steht das auch mitten in unserer Realität: Wenn die sich doch nur danach richteten, nach dem Tao! Dann würden sich die Dinge von selbst wandeln. Das ist offensichtlich nicht so.

Was ist nun „königlich“? Die Voraussetzung dafür ist: Wer Ewigdauerndes kennt. Wer das, was sich nicht durch menschlichen Eingriff alle Tage ändern kann, sondern die Großen Gleichgewichte kennt, das Weltgesetz, das älter ist als die Menschen. „Wer Ewigdauerndes kennt, umfasst alles. Wer alles umfasst, gehört allen.“ Er kann dann von allen auch als jemand, auf den man schauen kann, betrachtet werden, kann wohl Rat geben an alle. „Wer allen gehört, ist königlich.“ Das heißt, er ist aller Diener im Ratgeben. „Wer allen

gehört, ist königlich. Königliches gleicht dem Himmel, der Himmel gleicht dem Tao“. Da zeigt sich wieder der Zusammenklang dieser vier großen Dinge Himmel, Erde, Dau und das Königliche. Die Übereinstimmung der Subjektverfassung mit diesem Ewigdauernden. Der Mensch, der, wie Ernst Schwarz hier sagt, noch im Großen Stamm steht, zu dem die Sterne dazugehören und die Tiere und die Flüsse – alles, was man sehen kann. Der Mensch stellt sich nicht gegen diesen Zusammenhang, sondern er stellt sich in dieses Ewigdauernde.

„Ewigdauerndes kennen bedeutet Klarheit.“ Und: „Wer Ewigdauerndes nicht kennt, wirkt blindlings zum Unheil.“ Wer sich nicht eingestimmt hat auf diese Naturgleichgewichte, auf diese Große Ordnung, der wirkt blindlings zum Unheil. Das ist aus dem 16. Spruch. Im 13. Spruch ist die Ursache dafür benannt, weshalb es nicht so leicht ist, in diesem Ewigdauernden zu stehen. Nämlich: „Befallen werde ich von großen Übeln, weil ich ein Selbst besitze.“ Weil ich an mich denke – und dann natürlich nicht denken kann: Wie passt das in die großen Zusammenhänge? „Wäre ich frei vom Selbst – welches Übel gäbe es für mich? Dem aber, der die Welt macht zum Selbst“ – der also dieses Ewigdauernde verinnerlicht -, „mag man die Welt überlassen. Dem, der liebend der Welt gleichsetzt sein Selbst, mag man die Welt anvertrauen.“ Der kann dieser Rat-Gebende, diese ratgebende Autorität sein, wie das in mutterrechtlichen Zeiten war. Wer besonders intensiv im Kontakt mit den allgemeinen Rechten stand, war natürlich eher qualifiziert, die Richtung aufzuzeigen, einen Rat zu geben. Und so steht im 77. Spruch: „So ist der Weise: tut und verlangt nichts für sich, nimmt nicht für sich, was er vollbracht, und will nicht gepriesen sein.“

Auch was das Verhalten betrifft: „Wer sich nicht vordrängt, kann aller Wesen erstes sein.“ - und - „Zurückziehn nach getanem Werk: so ist das Dau des Himmels.“

Wenn etwas geschehen ist, wenn eins von den Zehntausend Wesen – die vielen Dinge, die in der Welt sind, die heißen die Zehntausend Wesen – erst einmal aus dem großen Zusammenhang entlassen ist, kümmert sich das Tao auch nicht mehr darum. Nicht wie der patriarchale Gott, der guckt, ob es sich auch anständig verhält, sondern: das ist sich selbst überlassen.

Der Schluss, der dann folgt, wenn ein solches Maß an Selbstlosigkeit da ist, heißt: „Wer eines Landes Übel auf sich nimmt, ist wert, Herr der Altäre zu sein.“ Herr der Altäre sein heißt, dass er für alle die Riten

vollzieht. Und die Königsfunktion, die Fürstenfunktion, ist immer beides - Gottesdienst und Regierungsgeschäfte.

„Wer eines Landes Unglück auf sich nimmt, ist wert, Herr der Welt zu sein“ - wer also nicht sagt: irgend jemand anderes ist Schuld, sondern: es muss offenbar an mir liegen, wenn irgend etwas schief geht.

Es gibt eine schöne Legende, die kennzeichnet, was gemeint ist mit: „Wer eines Landes Übel auf sich nimmt und Unglück auf sich nimmt“: Eine Legende, die schon in herrschender Zeit passiert, wo Edelmüt beherrschend im Land gepriesen wird - das ist konfuzianisch, aber es beleuchtet diesen Punkt:

Als der Staat Yin auf den Staat Chou zu marschierte, baten die Fürsten von Chou den König, doch endlich zum Angriff überzugehen. Aber der König erwiderte: „Yin griff uns während der Regierungszeit unserer früheren Könige nicht an. Nun, da Yin uns während meiner Amtszeit angreifen will, muss dies wohl mein Fehler sein. Was kann angesichts dieser Schande getan werden?“ Die Fürsten sagten: „Yin griff uns während der Zeit der früheren Minister nicht an (das sind nämlich sie selber - sie wetteifern jetzt mit dem König). Nun, da Yin uns während unserer Amtszeit angreift, muss es wohl unser Fehler sein.“ Der König von Chou senkte sein Haupt und weinte. Dann erhob er sich und verbeugte sich vor seinen Ministern. Als das Volk von Yin davon hörte, sagte es: „Der König und seine Minister wetteifern darin, die Schuld auf sich zu nehmen. Und mit welcher Selbstverständlichkeit der König seinen Untergebenen gegenüber Demut bezeugt. Sie dürfen nicht angegriffen werden.“ In dieser Nacht machte die Armee von Yin kehrt und zog sich nach Hause zurück.

Das ist natürlich ein schönes Märchen. Und das wissen die Konfuzianer auch, wenn sie es verbreiten. Doch es beleuchtet die gedankliche Absicht, die hinter diesem Wort steht: „Wer eines Landes Übel auf sich nimmt, ist wert, Herr der Altäre zu sein, wer eines Landes Unglück auf sich nimmt, ist wert, Herr der Welt zu sein.“

In äußerster Schärfe findet man im Tao-te-king, im 53. Spruch, auch das, was das Gegenteil dieses eben charakterisierten Königlichen - des guten Führens - wäre: „Besäße einer überragendes Wissen, er würde wandern die breite Straße des Tao –d.h. er wäre vertraut mit dem, was das Ewigdauernde will - und ängstlich krumme Wege meiden. Eben und gerade ist die große Straße des Tao, doch die Menschen lieben die Nebenpfade. Prachtvoll sind die Paläste der Fürsten, verwildert aber sind rings Äcker und leer die Getreidespeicher. Die bunten Gewänder der Edlen glänzen, sie tragen scharf geschliffene Schwerter, übersättigt mit Speise und Trank sind

sie, das Beste ist ihnen zuwider. Vor Überfluss wissen sie nicht, wohin mit den Schätzen und Kostbarkeiten. Das aber nenne ich „erbärmliches Großtun von Räufern“: nichts hat ihr Tun gemein mit dem Tao!“

Dies ist, beiläufig gesagt, die Lebensweise der ganzen Ersten Welt heute. Zwar sicher mit Abstufungen, doch im Grunde das Gegenteil des Im-Tao-Seins.

Ich will jetzt den theoretischen Zusammenhang, den Denkszusammenhang dieses frühen Taoismus zusammenfassen. Die beiden Passagen, auf die ich mich jetzt beziehe, sind aus den Kommentaren von Ernst Schwarz zum Tao-te-king:

Es gibt das Prinzip des Wu-Wei oder Wu-Wei, das heißt so viel wie: „Nicht handelnd handeln“. Dass man mit dem Handeln – und zwar von Grund auf, nicht, wenn schon alles zerstört ist, wenn schon sehr abgewichen ist – den Dingen nicht zuvorkommen soll. Das Ewigdauernde wird schon alles im Lot halten, darum nicht zuvorkommen dem, was das Tao selbst macht. Auch dem De der Dinge - der Wirkkraft der Dinge -, dem nicht zuwiderhandeln, nicht dagegen verstoßen.

Im Tao-te-king sind immer die gemeint, die Verantwortung tragen; doch das wieder ist die Frage, wie jeder über sich denkt, ob und wie viel Verantwortung er trägt.

„Gut geht“ – so fängt der 27. Spruch an – „wer ohne Spuren geht.“ Also nicht: „Es soll die Spur von meinen Erdentagen / Nicht in Äonen untergehen“, sondern: „gut geht, wer ohne Spuren geht“. Ernst Schwarz dokumentiert dies hier mit einem Zitat von Dschuangdse: „Der Mensch der das De“ – also die Wirkungsweise – „eines zum König Bestimmten besitzt, wandelt dahin, sich an das Echte haltend, und empfindet es als beschämend, sich mit Regierungsgeschäften abzugeben. Er wurzelt im Urgrund und weiß das Geisterhafte zu durchdringen“ - das heißt, er ist so im Kontakt mit dem Weltgesetz, dass er sich als Teil davon bewegen kann. „Darum ist auch sein De“ – seine Wirkkraft – „von gewaltiger Weite“ - im Idealfall so weit wie die Wirkkraft des Tao überhaupt, er ist einfach Teil dieser Kraft. „Sein Herz reagiert auf die Dinge nur, wenn sie es von ihm verlangen.“ – d.h. nicht, wenn er gerade mal etwas möchte. „Denn das Gestaltete entsteht nur durch das Tao.“ – d.h. das, was zustandekommen soll, was sich gestalten will, entsteht durch das Tao und nicht durch willkürliche Aktionen. „Das Entstandene kann nur durch das De erhellt werden.“ - was ich vorfinde, kann ich überhaupt nicht begreifen, wenn

ich nicht in meiner Wirkungsweise, die Handeln und Denken und Fühlen in einem ist, in Korrespondenz bin. „Wer das Gestaltete“ – also das schon Entstandene – „seinen Weg gehen und seine Lebenskraft zu Ende ... wirken lässt, ist das nicht einer, der das De eines zum König Bestimmten besitzt?“ Wer das also gehen lassen kann, wie es will und soll, der ist geeignet, diese Königsfunktion zu übernehmen; weil es jemand ist, der nicht von vornherein im Verdacht steht, alles subjektivistisch bessern zu wollen, alles ändern zu wollen, alles regulieren zu wollen. Der vielmehr fragt, wenn was schief läuft: Wo ist das vom Grund her vielleicht nicht in Ordnung? „Von großer Weite ist er wahrhaftig! Selbstlos, den Dingen folgend, wirkt er, und so folgen ihm alle Dinge!“

Wenn ich jetzt noch etwas darüber sage, wie zu kämpfen wäre, wenn denn zu kämpfen ist, wie mit den Widerständen der Wirklichkeit umzugehen wäre aus dieser Verhaltensdisposition, die das Tao-te-king empfiehlt, dann insofern, als hier Hinweise gegeben werden, die auf einen Zustand jenseits der gegebenen Verfassung hinzielen. D.h. nicht nur auf Verbesserung des Status quo, sondern auf eine Umkehr in ganz andere Zustände. Also angenommen, wir fänden zurück zu dieser urtiefen Gemeinsamkeit – wie wäre dann zu kämpfen?

Manches erinnert an das, was wir über die chinesischen Kampfkünste wissen: Wenn man etwas bewirken will, dann durch: „Vorankommen ohne Vordringen, Schlagen ohne Armbewegen, den Feind vertreiben ohne Feindseligkeit, Gewappnetsein – doch ohne Waffentragen. ... Wo sich im Kampfe gleiche Gegner messen, siegt der Mitleidigere.“ Die Voraussetzung ist, dass auch der Gegner (das war der 69. Spruch) als Mitglied des Großen Stammes betrachtet wird. Das heißt, der Antagonismus, die Feindseligkeit zwischen den Menschen wird nicht als so grundsätzlich gesetzt gesehen wie in einer Gesellschaft, wo der Mensch als des Menschen Wolf gilt. Die urtiefte Gemeinsamkeit ist zwar verlorengegangen, aber das ist eine Abweichung; und wir sollten davon ausgehen, dass der Gegner dazu gehört. Es heißt dann: „Da er mit keinem streitet, bleibt er unbestritten Sieger“. Und es wird empfohlen, wenn denn schon gesiegt worden ist: „Gut ist Siegen, und damit genug. Man wage nicht, Zwingherr zu sein. Siegen - und sich nicht brüsten, siegen - und sich nicht rühmen, siegen – und nicht stolz auf den Sieg sein. Gezwungen nur sei man ein Sieger – nicht, um zu zwingen.“

Es wird festgestellt: „Trachtet einer an sich zu reißen das Reich, so sag ich: Vergebliche Mühe! Ein Opfergefäß ist das Reich – unberührbar; wer es berührt, zerstört es, wer es ergreift, verliert es.“
„Ein wahrer Feldherr ist nicht kriegswütig, ein wahrer Kämpfer ist nicht zornmütig, ein wahrer Bezwingen des Feinds nicht streitsüchtig, ein wahrer Lenker der Menschen aber ist demütig.“
„Wer des Sieges sich freut, ist der Mordlust verfallen - wer aber der Mordlust verfallen: nie zwingt er der Welt seinen Willen auf. Glück verheißend allein ist friedvolles Tun, Unglück verheißend das Handwerk des Krieges. Und steht der Flügelführer zur Linken, zur Rechten der mächtige Feldherr: Zu Trauerfeiern rüstet euch, mit Trauer und Tränen gedenkt der hingemetzelten Scharen – mit Trauerfeiern feiert den Sieg!“
Der Grundgedanke ist also, dass Vergewaltigung, Gewaltanwendung überhaupt, nicht zum Frieden führen kann und dass der Vergewaltiger selbst sich auf die Dauer zugrunde richtet.

Das geht bis in einen Ratschlag zur Staatspolitik im 61. Spruch: „Ist ein großer Staat wie eines Flusses Unterlauf, so strömt ihm alles zu“. Im Weg des Wassers, der da gemeint ist, „in ihm verkörpert sich das Weibliche der Welt. Ewig besiegt das Weibliche durch Stille das Männliche. Durch Stille setzt es sich herab. Wenn sich ein großer Staat herabsetzt vor dem kleinen, so nimmt er auf den kleinen Staat. Wenn sich ein kleiner Staat herabsetzt vor dem großen, wird er vom großen aufgenommen. ... Der große Staat wünscht nur, mit zu ernähren des anderen Volk, der kleine Staat wünscht nur, mit zu dienen dem anderen – so erhält jeder, was er wünscht. Geziemend wäre es den großen Staaten, sich so herabzusetzen.“

Eine weitere Frage ist das Problem des Verhaltens zu den größten Räubern? Selbst in diesem Zusammenhang spricht das Tao-te-king dafür, sich nicht auf Machtverhältnisse in dem Sinne einzulassen, dass man Gewalt mit Gewalt beantwortet. Denn schon zu diesem Zeitpunkt ist aus mehreren Jahrhunderten chinesischer Geschichte klar, dass sich das Übel auf diese Weise nur fortwährend reproduziert und dass die Verhaltensweisen, die man einübt, wenn man das Übel mit Übel bekämpft, zu denselben Strukturen führen. Das ist nicht Tolstojs christliche Moralistik - das Tao-te-king beansprucht in diesem Punkt einfach, Aussagen entlang der eigentlichen Wirklichkeit zu machen, und es geht davon aus, dass dieses erbärmliche Großtun von Räubern früher oder später von den geschichtlichen Prozessen als monströs ausgeschieden wird - auch wenn das eine Weile dauern mag. Denn was nicht in Übereinstimmung mit den Großen Gesetzen ist, das kann nicht lange währen. Dies ist eine von den Taoisten ausgedrückte

Selbstverständlichkeit, auf die sie sich in der Regel eher passiv verlassen: das Tao wird das schon regeln, - die werden schon über ihre Füße stürzen, die sich so wenig an die wesentliche Wirklichkeit halten.

Ich versuche jetzt, zwischen dieser damaligen Konzeption und der heutigen Wirklichkeit wenigstens einen Vergleich zu ziehen. Dabei will anknüpfen an das Werk von Jean Gebser, welches eine Verständnisbrücke dafür bietet, wieso hier eine Übertragung möglich ist. Nicht in dem Sinne, dass man diese Prinzipien unmittelbar auf eine gegebene Situation anwendet, wo bereits politische Kräfte in der alten Weise miteinander ringen. Es geht mehr um eine Strukturähnlichkeit, eine Strukturverwandtschaft und eine Strukturbeziehung.

Das Buch von Gebser heißt deshalb „Ursprung und Gegenwart“, weil er davon ausgeht, dass der Ursprung der menschlichen Existenz, unsere Verfassung, mit der wir in die Welt gekommen sind, mit der wir geboren werden - diese *Conditio humana*, diese menschliche Naturverfassung - auch jetzt, über die Zeiten, eigentlich die gleiche ist. Und dass wahrscheinlich die Prozesse am Anfang, beim Hineingehen in der Geschichte noch etwas näher an der eigentlichen Bestimmung des Menschen gewesen sind.

Gebser's Gedanke ist folgender: Vergegenwärtigt man sich den Ursprung, und geht man vor allem nicht davon aus, dass das Alte sämtlich hinter uns liegt, so erfahren wir eine ursprüngliche Wirklichkeit. Insbesondere in unserer ersten Lebensphase erleben wir diese archaischen und magischen Bewusstseinsverfassungen, die früher einmal Gesellschaftsverfassungen gewesen sind, die in den alten chinesischen Verhältnissen eine große Rolle spielen. Um unsere Abgespaltenheit vom Ursprung wieder aufzuheben, müssen wir versuchen, die Rationalität mit diesen älteren

Bewusstseinsverfassungen bzw. Daseinsweisen zu integrieren.

Das Wiederauftauchen solcher älterer realer wie bewusstseinsmäßiger Zustände in uns ist die Bedingung, um aus unserer rationalistischen Fixierung herauskommen zu können. Dies betrifft jegliche Taktik oder Strategie, auch die der Ökologie, wo wir bisher bloß immer mehr von der falschen Medizin gebrauchen; wo uns dafür – was die rationalistische Wissenschaft offenbar mitverursacht hat - nur noch mehr Wissenschaft einfällt. Das heisst nicht, dass wir sie nicht mehr brauchen, sondern nur, dass es ein zu schmaler Ausschnitt menschlicher Möglichkeiten ist, von dem wir da ausgehen.

Ich habe voriges Mal eine Japanerin zitiert, die, in einer Zen-Tradition stehend, „oberflächliche“ und „wahre“ Politik unterschieden hat. Oberflächliche Politik ist die, die mit dem jeweils in der Gesellschaft vordergründig Umkämpften umgeht, die sich mit den Geschäften begnügt, die in der Zeitung stehen: Wer hat noch nicht genug?, und: Wer noch nicht genug hat, muss offenbar mehr kriegen! und: Wo holen wir das her? Auf dieser Ebene, sagt sie, kann es sich nur um oberflächliche Politik handeln. Wahre Politik würde nicht vernachlässigen, dass es soziale Gerechtigkeit und Kämpfe darum gibt. Aber sie würde außerdem fragen: Wie ordnen wir uns richtig in den Naturzusammenhang ein?

Wenn von wahrer Politik die Rede ist, haben wir die Schwierigkeit, dass das Wort „Wahrheit“ ganz an unsere Verstandeslogik gebunden ist. Es ist da immer die Übereinstimmung unseres Urteils mit der Wirklichkeit gemeint. Es ist zweifelhaft, ob wir bei diesen logischen Überlegungen wirklich an der Wahrheit sind. Jeder, der behauptet, die Wahrheit zu kennen – insbesondere über solche gesellschaftlichen Zusammenhänge, die umkämpft sind – ist ja verdächtig. Aber die Konzeption von Gebser läuft auf eine Begrifflichkeit und auf Verhaltensvorschläge für unser Bewusstsein hinaus, die ganz analog zu dem Tao-te-king funktionieren.

Ich habe seinen Ausdruck „wahren“ – der mit „be-wahren“ zusammenhängt – schon einmal zitiert. Er bezieht sich darauf, wie die Übereinstimmung zwischen der menschlichen Verfassung und dem Sein der Welt durchgetragen werden könnte. In diesem Sinne geht es um „Wahren“ – und damit auch um Be-Wahrung – des natürlichen Zusammenhanges.

Jean Gebser ging davon aus, dass sich eine integrale Bewusstseinsverfassung auf dieses Wahren und Be-Wahren der Wirklichkeit, wie sie uns gegeben ist, bezieht. Dies jedoch mit dem Schwerpunkt, wie die Naturzusammenhänge sind; nicht unbedingt das zu wahren oder zu be-wahren, was wir zerstörerisch hinzugefügt haben - obwohl das rein mechanisch nicht auseinander zu halten ist. Das ist eben die Grundfrage, die hinter der ganzen ökologischen Diskussion steht: ob nicht die menschliche Natur - oder das, was wir der Natur da noch hinzufügen, obwohl es auch selbst natürlich ist – die ursprünglichen Gleichgewichte zu sehr gesprengt hat. Und die Lösung, die Gebser vorschlägt, nachdem er die verschiedensten Bewusstseinsverfassungen des Menschen - die älteste archaische, die magische, die mythische und die jetzige mentale - analysiert hat, lautet: wir sollten zum Wahren kommen.

Betrachten wir genauer, was denn „Wahren“ für ihn ist, so benutzt er zwei Begriffe: Wahrnehmen und Wahrgeben.

Mit dem „Wahr-Nehmen“ meint er folgendes: Wir sollten einfach die gesamte Menschheitsgeschichte, d.h. die verschiedenen Weisen, die der Mensch schon probiert hat, in der Welt zu sein und einigermaßen Stabilität zu wahren, unvoreingenommen auf uns wirken lassen. Das heißt in erster Linie, diesen modernen Kritizismus abschaffen, der auch im Marxismus, aber auch in den Hexenverbrennungen in der Inquisition, allgegenwärtig war; diese Art und Weise, irgend etwas Früheres als immer schon falsch, als Aberglaube zu behandeln. All das sei jetzt nur als Beispiel dafür erwähnt, dass wir uns durch diese platte Aufklärung, in der wir uns selbst preisen, eigentlich außer Stand gesetzt haben, die Werte früherer Bewusstseinsverfassungen tatsächlich zur Geltung kommen zu lassen.

Allein die chinesische Kultur, die gegenüber der Moderne der Kanonenboote so fürchterlich verloren hat, hat doch über insgesamt 5000 Jahre Stabilität repräsentiert; und bis vor 100 Jahren haben diese zahlreichen Menschen – China war immer mehr bevölkert als andere Regionen der Welt – dort die Erde nicht kaputt gemacht. Verhältnismäßig schonend sind sie mit der Erde umgegangen. Dass diese konservative Lebensform, die dort im Vergleich zum Expansionismus und Fortschrittswahn der abendländischen Zivilisation vorherrschend war, eines Studiums wert ist, das muss ja nicht heißen, dass dieser Konservatismus, dieses Beharren bis zur Erstarrung nun das statt unserer Neuerungssucht Empfehlenswerte ist. Aber es lohnt, sich das anzusehen.

Denn in China ist es viel mehr als bei uns gelungen, diese verschiedenen Bewusstseinsformen zu integrieren; z.B. wenn Laotse bei höchster Intelligenz und Dialektik, die schon manchmal ganz modern anmutet, zugleich in der Lage ist, diese mutterrechtliche archaische Bewusstseinsverfassung nicht nur übungsmäßig, sondern auch denkerisch gegenwärtig zu halten. Auf diese Weise ist das bei uns nicht gelungen - wir haben uns immer abgestoßen von dem, was nicht mehr gilt.

Also: Wahr-Nehmen lernen, sagt Jean Gebser, um auf diese Weise unbewertet nebeneinander treten zu lassen, was an menschlichen Verhaltensmöglichkeiten vom Bewusstsein her gegeben ist. Aus einem solchen Wahr-Nehmen würde folgen, dass wir in unserem Verhalten auch öfter „Wahr-Geben“ könnten. „Wahr-geben“, dies ist der zweite Begriff, den Gebser für das Wahren verwendet.

Wenn man sich ein bisschen hinein vertieft in diese Wortschöpfung des Wahr-Gebens, so erkennt man, dass es sich bei Gebser um etwas handelt, das der Verhaltensweise, die das Tao-te-king für den königlichen Menschen empfiehlt, doch sehr ähnlich ist. Wahr-Geben hieße, dass das, was wahr-genommen ist, möglichst wenig Ich-interessiert – also wenig selbstlos, das war ja die Empfehlung – wahr-genommen worden ist. Das hätte zur Folge, dass sich in unserem Handeln, in unserem Verhalten, in unserem Gesamt-Handeln die Großen Gesetze, die Großen Gleichgewichte ausdrücken statt kurzsichtiger und kurzfristiger Eingriffe; die großmächtig und unmittelbar erfolgreich sein mögen, uns dann aber den Rückschlag ins Haus holen.

Diese zuvorkommende Zurückhaltung im Umgang mit der Welt, die das Tao-te-king empfiehlt, das ist das, was hier eigentlich gemeint ist. Die Frage ist, wie man die Bedingungen so eines be-wahrenden oder wahrenden Handelns und so eines Wahr-Nehmens und Wahr-Gebens gesellschaftlich herstellen könnte - denn die Art und Weise, wie unser ganzes Produktions- und Bildungssystem jetzt eingerichtet ist, entspricht eher diesem erbärmlichen Großtun von Räufern.

Doch wenn man nach Möglichkeiten suchen will, eine solche Haltung in der Gesellschaft zur Geltung zu bringen, muss man erst einmal wissen, dass dieses räuberische Gesamtverhalten der Welt gegenüber durch solche kleinen konfuzianischen Verbesserungsvorschläge nicht wirklich beeinflussbar ist. All die Ratschläge, die bisher de facto politische Ökologie bedeuten – z.B. Senkung der Emissionen hier und dort oder Vorschläge, wie man mit neuen Steuergesetzen regulieren könnte – all das geht kaum an den Grund der Sache und deshalb bleiben bisher fast alle Versuche einer ökologischen Praxis im Getriebe stecken.

Lässt man diese alte chinesische Konstellation auf sich wirken, dann sind es zwei Dinge, die als Orientierung, als Richtung – wenn man nach so etwas wie einem rettenden Verhalten sucht – angesagt wären: Das eine ist – und da nehme ich Bezug auf meine erste Vorlesung –, dass der Taoismus mit Praktiken verbunden ist, die uns Gelassenheit lehren. Die uns nicht nur empfehlen sondern auch nahebringen, wie man wahr-nehmend und wahr-gebend in der Welt sein könnte. Wir haben in unserem Gebser-Seminar erfahren, dass es auch dort Ansätze dafür gibt, wie man sich auf eine andere Art des In-der-Welt-Seins einstellen könnte.

Die Frucht der Selbst-Einsicht wäre also die Erkenntnis, dass wir in unserem durchschnittlichen Verhalten in dieser Todesmühle mitmahlen, dass wir uns trotz bester Gedanken in unserer täglichen Praxis konform verhalten.

Gebser ist sich im Klaren, dass wir auf eine Gesamtkulturkatastrophe zugehen. Wenn man das erst einmal sieht und außerdem in sich selbst die Erfahrung macht, dass es sich so nicht gut lebt, dass der Stress zunimmt in Richtung psychischen Druckes, bis hin zur Psychiatrie - dann wird es wahrscheinlich zu der Bereitschaft kommen, die innere Verfassung zu überprüfen.

In alten Schriften, etwa im I-Ging, das ganz parallel zum Tao-te-king die chinesischen Verhaltensweisen empfiehlt, ist der Hinweis auf das Zeichen „Brunnen“, das auf die tiefste Schicht jeweiliger Probleme hindeutet, zu finden. Wenn im I-Ging das Zeichen „Brunnen“ auftaucht, kommt der Ratschlag: es bringt nichts, an der Oberfläche zu bleiben, wenn man reformieren muss - man muss die Grundursache, die tiefste Ursache der Abweichung finden und von dort aus ändern.

Diese tiefste Ursache der Abweichung sucht das Tao-te-king in der Selbst-Besessenheit und Selbst-Versessenheit. Daher wird empfohlen zu fragen: Muß und will ich das durchsetzen, oder suche ich mich dem Auftrag anzumessen, der aus dem Ewigdauernden, aus dem Tao also, hervorgeht? Das Tao-te-king geht davon aus, dass der Mensch am Ursprung viel mehr damit in Kontakt war. Das heißt, dass es nicht menschenunmöglich ist und dass es heut und hier um eine Art innere Konversion, um ein Umkehren des Individuums geht.

Auf der anderen Seite erhebt sich natürlich die Frage, ob das zu wirklich gesellschaftlich wirksamen Ergebnissen führt, wenn es sich nicht auch in Gesellschaftsverfassung umsetzt, und zwar zunächst in Veränderung der politischen Verfassung. Die Frage lautet also: Könnte nicht eine gesellschaftliche Macht angesammelt werden, die in der Lage ist, dem Durchgehen der ökonomischen Kräfte zu gegenzusteuern?

In der „Logik der Rettung“ habe ich mich ausführlich mit Kurt Biedenkopf auseinandergesetzt. Er hatte in seinem Buch „Die neue Sicht der Dinge“ die Frage aufgeworfen, ob die gegebene staatliche Ordnung dazu benutzt werden könnte, dem Marktmechanismus Ordnungsgrenzen zu setzen, um eine Begrenzungsordnung zu stiften. Meine Kritik an ihm in der „Logik der Rettung“ war, dass dies konfuzianisch ist; weil er dem bestehenden institutionellen System

eine solche Verwandlung zutraut, dass also Bundestag und Bundesrat und was wir so an Verfassungsinstitutionen haben, machtvoller funktionieren könnten als Banken, als die Informationen, die zwischen Banken hin und her gespeist werden.

Wir sehen, dass das nicht besonders wahrscheinlich ist. Doch die Frage bleibt, gleich, welche Institutionen auch immer wir hätten: Wie wären genügend politische Kräfte aufzubringen, um die Institutionen machtvoll zur Steuerung, zur Begrenzung einsetzen zu können. Bislang läuft der Konsens der Massen darauf hinaus, dass wir weitermachen mit dieser westlichen Wohlstandsgesellschaft, die die Biosphäre niederwalzt; und ich glaube, dass es - entgegen den Umfrageaussagen – bisher ein mehrheitliches Einverständnis damit gibt.

Ich denke, dass es sich ohne eine Neu-Institutionalisierung – auch im gesellschaftlichen Zusammenhang –, deren Wesen die Unterordnung der Wirtschaft unter die Gesellschaft und die Kultur ist, nicht machen lässt. Und das heißt natürlich, dass auf der politischen Ebene stärkere Bewusstseinsmächte als die, die die Wirtschaft steuern, wirken müssen. Dass das politische Interesse - Interessen, Machtinteressen, das ist ja alles über den menschlichen Kopf vermittelt - an einer überlebensfähigen, dauerhaften Gesellschaftsverfassung stärker sein muss als das, was da ökonomisch durchgeht.

Ich habe hier den Verfassungsentwurf, den dieses Kuratorium für einen demokratisch verfassten Bund deutscher Länder herausgegeben hat, in der Hand, und ich will einmal die Veränderungen, die vorgeschlagen werden, was eine Diskussion der politischen Verfassung betrifft, kurz erwähnen, damit wir uns ein Bild davon machen können, wie weit das reicht oder wo es einstweilen aufhört.

In § 20a dieses neuen Verfassungsentwurfes ist als Verfassungsgrundsatz vorgeschlagen: Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen. Das hat bisher in der Verfassung der Bundesrepublik, im Grundgesetz, noch nicht gestanden. Also: Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen. Damit gekoppelt ist dann der Gedanke, dass die Sozialpflichtigkeit des Eigentums - die steht jetzt schon in der Verfassung und sie wissen, wie wenig das bisher greift - ergänzt werden müsste durch eine Naturgleichgewichtspflichtigkeit des Eigentums. Wenn das tatsächlich drinstände: ich will nicht sagen, dass das Nichts wäre. Nein, das gäbe natürlich einen starken Anstoß, im Steuerrecht und anderswo manches zu ändern.

In Art. 5 dieses neuen Verfassungsvorschlages geht es um die Wissenschaft. Das ist jetzt spannend, denn der nächste Faktor für den unendlichen Fortschritt neben dem ökonomischen ist natürlich die Wissenschaft, die sich in keiner Weise begrenzen lassen will. Nach wie vor heißt es natürlich: die Wissenschaft ist frei, der Staat sichert freies Forschen, Lehren und Lernen. Aber dann kommt: Forschungen, die mit besonderen Risiken verbunden sind, sind öffentlich anzuzeigen. Sie unterliegen gesetzlichen Beschränkungen, wenn sie geeignet sind, die Menschenwürde zu verletzen oder die natürlichen Lebensgrundlagen zu zerstören.

Da ist also eine Einschränkung dieser Freiheit der Wissenschaft bedacht, ebenso, wie eine Einschränkung für das Eigentum, aus ökologischen Gründen. Beide Punkte sind wenigstens erst einmal markiert; für die beiden Hauptmechanismen der Entgleisung unserer Zivilisation - die Geldmacht und die Wissensmacht - ist wenigstens nach Begrenzung gefragt.

Die andere Frage natürlich ist, wie weit sich das umsetzen lässt.

In Art. 45 - und da wird die ganze Problematik sichtbar - wird dann ein Technikfolgenausschuss verlangt, also, ein Ausschuss, der abschätzt, welche Folgen die Einrichtung bestimmter Technologien, die Durchführung bestimmter Produktionsprozesse haben wird.

Technikfolgenabschätzung, das wäre sozusagen der Schlüsselpunkt, wo die Geldinteressen und die Wissenschaftsinteressen kritisch zur Debatte stehen könnten.

Für eine Vorab-Abschätzung der Sache, die beim Einsatz von sieben Forschern herauskommen könnte, wären wohl jeweils zehnmal so viele Menschen erforderlich - um diese realen Versuche in Technik und Wissenschaft umzusetzen und dann unter geistiger Kontrolle zu halten.

Soweit ich sehen kann, ist von der Gesamtkonzeption der neuen Verfassung vorausgesetzt, dass der Fluss der Eigentumsverhältnisse, der Fluss der wissenschaftlichen Neugier, die wir uns selbst immer ungeheuer gepriesen haben, weitergehen soll. Wir wollen nur nachträgliche Begrenzungen einschalten.

Der Gedanke des Taoismus, dieses Prinzip, von Grund auf - vom Brunnen her, von der Brunnentiefe her - zu korrigieren, ist hier nicht verankert. Es geht um nachträgliches Einholen von jeweils schon in Gang gesetzten Prozessen.

Für meine Begriffe ist es nicht wahrscheinlich, dass ein Einholen auf diese Weise möglich ist - und ich glaube, dass auch die Denkweise des Tao-te-king genau das nahelegt.

Desweiteren ist vorgesehen, dass der Umweltminister – wie etwa der Finanzminister - in der Bundesregierung ein Vetorecht haben soll, wenn bestimmte Dinge beschlossen werden. Wir sehen aber natürlich, dass dieses Umweltministerium, das wir haben, schon von vornherein ganz in diesem Nach-Gang der katastrophalen Ereignisse drin ist.

Und nun der höchste Punkt, der auch volkserzieherische Bedeutung haben soll:

In diesem alternativen Verfassungstext ist vorgesehen, dass endlich direkt-demokratische Elemente in den Abstimmungsprozess hineinkommen sollen – so, wie in der Schweiz die Bürger über das Auto, über verschiedenste Eingriffe befragt werden. Wenn also ein genügend großes Quorum zustandekommt, dann kann abgestimmt werden kann. Zum Beispiel ist bei einer Abstimmung, ob die Schweiz nicht die Armee abschaffen sollte, immerhin eine Zustimmung von 30 % herausgekommen. Es ist ideologisch viel bedeutungsvoller, wenn das erst mal offiziell geworden ist, als der unmittelbare Effekt. Aber wenn man sieht, wie weit die Mehrheit der Bevölkerung in allen diesen entwickelten Ländern in den Gang der Dinge eingebunden ist, so ist sichtbar, dass es auch von daher noch nicht zum Durchbruch kommen konnte.

Für mich kulminiert die Idee, durch diesen neuen Verfassungsvorschlag eine Ordnung zu schaffen, mit der wir vielleicht doch eine Aussicht hätten, wieder in das Große Gleichgewicht zurückzufinden, in dem Gedanken, einen Ökologischen Rat einzusetzen. Darum will ich den Artikel, der hier vorgeschlagen ist, vorlesen:

„Ökologischer Rat. Er wirkt bei der Gesetzgebung und Verwaltung des Bundes mit. Er erstattet von sich aus oder auf Ersuchen eines Fünftels der Mitglieder des Bundestages oder Bundesrates zu ökologischen Fragen Gutachten. Er besteht aus Mitgliedern, die je zur Hälfte von den Volksvertretern der Länder und vom Bundestag gewählt werden, aber die keinem solchen gesetzgebenden Gremium angehören.“

Es ist offensichtlich vorausgesetzt, dass diese dem Gremium, das sie entsenden soll - auf Landes- bzw. Bundesebene – als Leute bekannt sind, von denen vermutet werden kann, dass sie von solchen übergreifenden Interessen ausgehen und nicht Interessenvertreter für irgendwelche industriellen und soziologischen Belange sind. Sie sollen

auf die Dauer von neun Jahren gewählt werden. Ein Gutachter- und Beratungsausschuss für die höchste Ebene - wenn man will: eine dritte Kammer.

Wie soll die wirken? Gesetzesvorlagen, die im Bundestag eingebracht werden, sind dem Ökologischen Rat unverzüglich zuzuleiten. Dieser nimmt dann innerhalb von vier Wochen Stellung. Er kann insbesondere empfehlen, dass die Geltung des Bundesgesetzes, um das es jeweils geht, zeitlich befristet wird, vorgesehene Regelungen nach einem Stufenplan eingeführt werden, Testverfahren dazu durchgeführt werden, und so fort. Hat der Bundestag das beschlossen, so wird es dem Rat zugeleitet, und der kann dann Einwendungen erheben. Aber der Bundestag entscheidet darüber, ob und wie er den Einwendungen Rechnung tragen will, und nimmt den Gesetzesbeschluss an.

Die weitestgehende Idee – im Kontext mit den anderen Artikeln, die ich erwähnt habe -, ist also, die Verfassungsorgane um einen Ökologischen Rat zu erweitern. Gesetzesvorschläge sollen nicht nur dem Veto des Umweltministers unterliegen, sondern auch einem zeitweiligem Vetorecht des Ökologischen Rates. Aber der Bundestag und der Bundesrat – die Verfassungsorgane, die wir haben – können ohne weiteres über diese dritte Kammer hinweggehen.

Der grundlegenden Bedeutung des Problems und Themas, um das es hier geht - das Naturverhältnis der Gesellschaft und wie können wir unseren zerstörerischen Einfluss auf die Welt zurücknehmen -, werden wir damit noch keineswegs gerecht.

Ich sehe das so: der Gedanke Ökologischer Räte oder so einer dritten Kammer ist jetzt in den entwickelten Ländern allgemein im Schwange - auch Leister Brown vom Worldwatch Institute schlägt dergleichen Gremien vor. Es ist also gar nicht aussichtslos, so etwas zu installieren und es könnte durchaus eine gewisse geistige bzw. ideologische Autorität haben. Das heißt, es wäre von Nutzen, wenn auf diese Weise eine große Öffentlichkeit – denn die Medien müssten natürlich so einem Verfassungsorgan dann auch Raum geben, mehr, als das bis jetzt für solche Fragen der Fall ist – erreicht würde. Das kann schon ein Fortschritt sein.

Genau so ist das in Bezug auf viele andere Dinge, die hier im Verfassungsentwurf stehen. Es kann eine Tür öffnen - aber konsequent gedacht ist das bisher keineswegs, sondern es ist – sozusagen – die Idee des Einschleichens.

In meiner „Logik der Rettung“ habe ich einen radikaleren Vorschlag gemacht. Es müsste ein Oberhaus eingesetzt werden, in Sinne eines Ökologischer Rates, das tatsächlich Richtlinienkompetenz hat. Damit könnten wir unseren Züß und Zugriff auf die Natur ernsthaft normieren. Umgekehrt müsste die Rechenschaftspflicht der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Politik dorthin gerichtet sein. Es müsste sozusagen ein kollektives Präsidialorgan der Gesellschaft darstellen, vor dem Hintergrund der Frage: Wie könnten wir uns in das, was bei den alten Chinesen das Tao war, wieder hinein begeben?

Für aussichtslos halte ich das nicht, weil – ähnlich, wie in der Zeit der Streitenden Reiche im alten China, wo die gesellschaftlichen Erfahrungen die Leute dafür geöffnet haben, das Staatsproblem neu zu betrachten – das Level, auf dem wir uns inzwischen die von uns verursachten Katastrophen selbst erfahrbar machen, solche Vorschläge nicht mehr völlig illusorisch erscheinen lässt. Man wagt jetzt nicht mehr, einfach zu sagen: das ist abwegig, das kommt sowieso nie. Aber es gibt die Verzögerungstaktik der Interessen solchen Sachen gegenüber.

Aber wenn es überhaupt dazu käme, dieses verhältnismäßig zahnlose Organ eines „ökologischen Rates“ einzurichten, so wäre es ein wichtiger Schritt; und möglicherweise würden ihm später auch wirkliche politische Kompetenzen zukommen.

Wie machtvoll Politik gegenüber Wirtschaft tatsächlich sein kann, hängt vom Bevölkerungskonsens ab. Wenn es einmal so weit ist, dass nicht bloß am Sonntag bei Umfragen geantwortet wird: Umwelt ist Punkt Nr. 1, aber im Alltag weitergemacht wird wie bisher, wenn die Katastropheneinschläge, dann ist denkbar, dass wirklich eine Umkehr erfolgen kann.

Das Tao-te-king orientiert auf die mit dem Naturgleichgewicht stimmige, auf die richtige Einrichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse von Grund auf. Und die Kritik am Konfuzianismus ist, dass er seine guten Ratschläge an die Herrschenden richtet, wie die nun einmal sind. Ich schließe die Menschen, die in den jetzigen politischen Verantwortungen sind, keineswegs aus. Die schließt auch das Tao-te-king nicht aus. Doch von der bestehenden Verfassung und den bestehenden Gremien ist der Durchbruch nicht zu erwarten.